

Die Sittenlehre des Briefes an Diognet.

Von Dr. Beck in Amberg.

Die Gründe, durch welche der Verfasser des Briefes an Diognet diesem das Christentum empfiehlt, sind zu einem nicht geringen Teile der Lebensart der Christen entnommen. Wenn ein so feingebildeter Schriftsteller, wie der Verfasser es ist, der Hoffnung sich hingeben kann¹⁾, einen ihm geistig gewiss gleichstehenden Mann in offenbar hoher Stellung dadurch für das Christentum günstig zu stimmen, dass er das Leben der Christen ihm schildert, dann muss der sittliche Stand der Christen jener Zeit gewiss ein vorzüglicher gewesen sein. Es ist darum verlockend, die Grundsätze kennen zu lernen, die im stande waren, die Christen zu einer solchen moralischen Höhe zu erheben. Hierzu regt um so mehr die Tatsache an, dass in dem Briefe sich nichts von Hierarchie findet, jenem Institut, das von der akatholischen Ethik gern als eine Erscheinung bezeichnet wird, die schon in der nachapostolischen Zeit eine Abschwächung der neutestamentlichen Ethik anzeige und bewirkt habe.²⁾ Es ist also wenigstens möglich, dass in unserm Brief die Atmosphäre einer reinchristlichen Moral weht. Welcher Art ist sie?

1. Gut ist nach unserm Verfasser alles, was existiert.³⁾ Gut ist der Mensch mit all seinen Fähigkeiten.⁴⁾ Im fünften Kapitel drückt der Verfasser in überraschender und geistvoller Weise seine Überzeugung aus. Die Christen, sagt er, wollen nichts besonderes, sondern leben wie andere Menschen. Ihnen passt jede Gegend, jede Sprache, jede Lebensweise; jedes Land, jede Stadt, mag sie von gebildeten oder ungebildeten Leuten bewohnt sein, ist ihnen recht; sie heiraten und haben Kinder wie andere, sie befolgen die Gesetze und lieben alle Menschen, selbst die Feinde.⁵⁾ Weil alles Geschaffene gut ist, tadelt es der Verfasser als etwas Lächerliches und Unrechtes, wie die Juden einen Unterschied in den Speisen und Zeiten zu machen und zu meinen, man müsse fasten oder am Sabbat feiern.⁶⁾

Gut im vollen Sinne des Wortes ist nur Gott und zwar deshalb, weil er ein unveränderliches, vollkommenes Sein hat;⁷⁾ die geschaffenen Dinge sind gut, weil sie von Gott ihr Dasein haben.⁸⁾

¹⁾ I; II, 1. — ²⁾ Dobschütz, Die urchristlichen Gemeinden. S. 197. — ³⁾ IV, 2; X, 2. — ⁴⁾ I; II, 1; X, 2. — ⁵⁾ V, 1—11. — ⁶⁾ IV, 1 sqq. — ⁷⁾ VIII, 8: „ἀλλ' οὗτος ἦν μὲν ἀεὶ τοιοῦτος καὶ ἐστὶ καὶ ἔσται, χρηστὸς . . . καὶ μόνος ἀγαθὸς ἔστιν.“ — ⁸⁾ IV, 2.

Nur was von einem vernünftigen Wesen geschieht, kann sittlich gut sein. Weil das Christentum den Höhepunkt der Sittlichkeit darstellt, ist es die Seele der Welt.¹⁾ Der Verfasser lobt den Diognet, weil er ein grosses Verlangen zeige, die christliche Religion kennen zu lernen,²⁾ und mahnt ihn, seines ganzen bisherigen Gedankenkreises sich zu entschlagen und mit klarem Verstande die Ungereimtheiten des Götzendienstes zu erfassen.³⁾ Im Willen des Menschen, in dieser Kraft sich selbst zu bestimmen, liegt es, den rechten Weg zu gehen oder von ihm abzuweichen.⁴⁾

Wenn der Verfasser Gott allein gut nennt, so versteht er darunter vor allem dessen höchste sittliche Güte. Warum Gott dieser Vorzug zukommt, sagt er zwar nicht ausdrücklich, es lässt sich aber aus seinen Worten leicht folgern.⁵⁾ Offenbar liegt in dem unveränderlich vollkommenen Sein Gottes der Grund für dessen Gutheit und für die Unmöglichkeit, von ihr abzugehen. Das geistige Leben Gottes ist schlechthin gut, selbst dann, wenn wir das Gegenteil vermuten möchten; wir müssen eben bedenken, dass uns dieses Leben etwas Verborgenes ist.⁶⁾

Auch der Mensch kann sittlich gut handeln. Verstand und Willensfreiheit hierzu hat er von Gott empfangen.⁷⁾ Und zwar handelt der Mensch dann gut, wenn er einzig das tut, was seine Vernunft als gut erkennt.⁸⁾ Freilich haben die Handlungen, die der Mensch nur aus natürlichen Gründen verrichtet, vor Gott keinen Wert; sie sind etwas Irdisches, Sterbliches, Menschliches.⁹⁾ Vor Gott haben unsere Handlungen erst dann einen Wert, wenn wir tun, was Gott will. Das tun wir, wenn wir Gott nachahmen.¹⁰⁾

Die Norm des sittlich Guten ist daher zunächst die menschliche Vernunft, in letzter Linie der Wille resp. die geistig vollkommene Natur Gottes.

2. Wie erfuhr nun der Mensch Gottes Willen, um Gott nachahmen zu können?

Gottes geistiges Leben ist unendlich gut, allein es bleibt für uns ohne Offenbarung etwas Unaussprechliches und Verborgenes; nur Gott und sein Wort,¹¹⁾ Vater und Sohn, haben dieses Leben gemeinsam, und zwar hat es der Sohn durch den Vater.¹²⁾ Etwas so Geheimnisvolles ist

1) VI, 1 ff — 2) I. — 3) II, 1. — 4) IX, 1. — 5) VIII, 8. — 6) VIII, 9 sq. — 7) X, 4. — 8) II, 1. — 9) VII, 1; VIII, 2; IX, 1; 6. — 10) VIII, 11; IX, 6; X, 3; 6. — 11) VII, 2: *ὁ λόγος*. — 12) VIII, 9: „*ἐννοήσας δὲ μεγάλην καὶ ἄφραστον ἔννοιαν ἀνεκοινώσατο μόνῳ τῷ παιδί.*“ VII, 2. — Die Abfassungszeit unseres Briefes genau zu bestimmen, ist wohl unmöglich. Wenn Harnack, Die altchristliche Litteratur, I, 515 aus der in den Kapiteln VII—X enthaltenen Theologie folgern will, die Schrift sei sicher nicht vor Ende des zweiten Jahrhunderts verfasst, so kann gerade aus der hier vorgetragenen Theologie auf eine recht frühe Abfassung geschlossen werden. Auf der Logosentwicklung, auf dem vollkommenen Leben

uns dieses Leben, dass wir, auf uns allein angewiesen, meinen konnten, Gott sei bisweilen nicht gut, sondern vergesse uns und kümmerge sich nicht um uns.¹⁾ Erst als er durch den Glauben,²⁾ durch seinen Sohn sich kundgab, lernte der Mensch Gott und seine Güte kennen, erst da erfuhr er, was Gott von Ewigkeit her zu seinen Gunsten bereitet hatte.³⁾ Er selbst, der Herrscher von allem und der Gründer von allem und der unsichtbare Gott, er selbst stellte die Wahrheit und das heilige und unbegreifliche Wort unter den Menschen auf und befestigte es in ihren Herzen, indem er nicht etwa, wie einer meinen könnte, den Menschen irgend einen Diener oder einen Engel oder einen Fürsten oder einen von denen schickte, welchen die Sorge für den Himmel anvertraut ist, sondern den Macher und Schöpfer von allem schickte er, durch den er den Himmel gründete . . ., den schickte er ihnen; und vielleicht deshalb, wie einer sich denken könnte, um Gewalt auszuüben und Schrecken einzuflössen? Keineswegs, sondern in Milde und Güte schickte er ihn, wie ein König seinen königlichen Sohn schickt, wie einen Gott schickte er ihn, wie einen Menschen zu Menschen schickte er ihn, wie einen Diener schickte er ihn, wie einen Ratgeber, der keine Gewalt anwendet; Gewalt nämlich gibt es in Gott nicht; er schickte ihn wie einen, der ruft, nicht der verfolgt; er schickte ihn wie einen, der liebt, nicht der richtet.⁴⁾

Durch den Sohn lernte der Mensch Gott kennen, sein Wesen, seine Güte in sich und gegen die Menschen, lernte ihn kennen als Vater. Die Lehren der Heiden über Gott, die Geschöpfliches für Gott ansehen, sind Lügen;⁵⁾ Gott konnte erst erkannt werden, als er selber kam.⁶⁾

3. Da nun der Mensch Gottes Güte kennt, kann er ihn nachahmen,⁷⁾ kann er ebenfalls gut handeln und wird so gewissermassen selber Gott.⁸⁾

Will der Mensch Gott nachahmen, so muss er, wie dieser gut ist gegen die so niedrig stehenden Geschöpfe, vor allem gut sein gegen die Armen.

„Selig sein heisst nicht, Herrschaft ausüben gegen den Nächsten, mehr sein wollen als die niedriger Stehenden, reich sein und gewalttätig sein wollen gegen Schwächere; darin kann einer kein Nachahmer Gottes sein, denn das sind Dinge, die ausserhalb seines grossen Wesens liegen. Der aber das Elend

Gottes nämlich baut der Verfasser die Vollkommenheit der christlichen Ethik auf, gerade wie Ignatius es tut in seinem Brief *ad Eph.* III, 2; *ad Magn.* VIII, 2; ebenso Barnab. VI, 11; vgl. Beck, Kirchliche Studien und Quellen, S. 106 ff.

¹⁾ VIII, 10. — ²⁾ VIII, 6. — ³⁾ VIII, 11: „ἐπεὶ δὲ ἀπεκάλυψε διὰ τοῦ ἀγαπητοῦ παιδὸς καὶ ἐφανέρωσε τὰ ἐξ ἀρχῆς ἠτοισμασμένα, πάνθ' ὅμα παρέσχεν ἡμῖν, καὶ μετασχέιν τῶν εὐεργεσιῶν αὐτοῦ καὶ ἰδεῖν καὶ νοῆσαι, ἅτις ἂν πρόποτε προσεδόκησεν ἡμῶν.“ IX, 2; „πάντ' ὄν ἤδη παρ' δὲ αὐτῷ τῷ παιδί οἰκοδομηκῶς . . .“ IX, 2; „ὁ καιρὸς, ὃν θεὸς προέθετο λοιπὸν φανερωῶσα τὴν ἑαυτοῦ χρηστότητα καὶ δύναμιν.“ — ⁴⁾ VII, 2–5. —

⁵⁾ VIII, 2 sqq. — ⁶⁾ VIII, 1. — ⁷⁾ Als Lohnarbeiter betrachtet Clemens Rom. die Menschen in bezug auf Gott: I. *Clem.* XXXIV, 1. — ⁸⁾ X, 3: „ὁ δὲ ἀπὸ τοῦ θεοῦ λαβῶν ἔχει, ταῦτα τοῖς ἐπιδομένοις χορηγῶν θεὸς γίνεται τῶν λαμβανόντων.“

des Nächsten auf sich nimmt, der gerade, insofern er höher ist, einem niedriger Stehenden wohlthun will, der das, was er von Gott empfing, den Dürftigen gibt und so ein Gott der Empfangenden wird, der ist ein Nachahmer Gottes.“¹⁾

Da der Mensch hierdurch über das Irdische erhoben, gewissermassen Gott wird, tritt er zur Welt in ein analoges Verhältnis wie Gott, und daher kann der Autor sagen, der Christ sei die Seele der Welt.

„Was im Leib die Seele, das sind die Christen in der Welt. Die Seele ist verteilt in allen Gliedern des Leibes; die Christen sind es in allen Städten der Erde. Die Seele wohnt zwar im Leib, ist aber nicht vom Leib; die Christen wohnen in der Welt, sind aber nicht von der Welt; die Seele ist unsichtbar eingeschlossen im sichtbaren Leib; die Christen sieht man zwar leben in der Welt, aber ihre Frömmigkeit ist eine unsichtbare; ohne dass sie ihm ein Leid zufügt, verfolgt das Fleisch die Seele mit Hass und Aufruhr, weil es abgehalten wird, den Lüsten zu fröhnen; auch die Welt hasst, ohne dass ihr ein Leid geschah, die Christen, weil sie den Leidenschaften widerstehen. Die Seele liebt das Fleisch, das jene hasst, und liebt dessen Glieder; die Christen lieben ihre Hasser. Eingeschlossen ist die Seele im Körper, aber sie erhält den Körper; die Christen sind in der Welt festgehalten wie in einem Gewahrsam, sie selbst aber erhalten die Welt. Die unsterbliche Seele wohnt in einem sterblichen Gezelt; die Christen wohnen in Vergänglichem, erwarten aber himmlische Unvergänglichkeit. Die Seele wird besser, wenn sie mit Speise und Trank schlecht behandelt wird; die Christen wachsen an Zahl täglich, wenn sie Schlimmes erfahren.“²⁾

Das Christentum ist sonach etwas Göttliches, Geistiges, das im stande ist, die nationalen Schranken durchbrechend überall in gleicher Weise zu sein und Arme und Reiche, Hoch- und Niedrigstehende zu ergreifen. Weil göttlich und geistig, muss es von den Menschen freiwillig erfasst werden — in Gott ist kein Zwang, sondern Liebe³⁾ — ein und derselbe Geist⁴⁾ durchdringt den ganzen Menschen und beherrscht ihn samt seinen Lüsten in liebender Weise.⁵⁾ Wiewohl die Christen die Dinge dieser Welt für etwas Gutes ansehen und wie andere Menschen sie benützen, ist ihnen das Irdische doch nicht ihr letztes Ziel; vielmehr betrachten sie sich hier als Fremdlinge und Wanderer zum Himmelreich. Sie leben im Fleisch, aber nicht nach dem Fleisch, befolgen die Gesetze, übertreffen sie aber durch ihr Leben, lieben ihre Verfolger, sind arm, bereichern aber viele, brauchen alles und haben in allem Überfluss, werden beschimpft und segnen, werden schmähsch behandelt, bringen aber Ehre entgegen. Weil ihr Ziel ein überirdisches ist, leben sie, trotzdem man sie tötet, werden verherrlicht trotz aller Schmähsungen, freuen sich, wenn ihnen Leid zugefügt wird, weil sie ein anderes Leben erhalten,⁶⁾ ja verachten den Tod.⁷⁾

¹⁾ X, 5 sq. — ²⁾ VI, 1–11. — ³⁾ VII, 4. — ⁴⁾ Vergl. Ignat. *ad Eph.* III, 2 sq.; I. *Clem.* LVIII, 2. Damit ist der Vorwurf einer doppelten Sittlichkeit unmöglich gemacht. — ⁵⁾ VI, 4 f; I. — ⁶⁾ V, 5 sqq. — ⁷⁾ I; X, 7.

Wie sonst in der alten Kirche tritt auch hier gegenüber den Heiden die ausnehmende Liebe der Christen zu einander und zum Feinde hervor, ebenso ihre Freigebigkeit. Daneben weist der Autor darauf hin, dass die Christen nicht das bei den Heiden so häufige Laster der Kindstötung üben,¹⁾ auch nicht Ehebruch treiben.²⁾

Infolge ihres geistigen Lebens³⁾ erheben sich die Christen über alle anderen Menschen so sehr, dass ihre Feinde, die Juden und Heiden, keinen Grund für ihren Hass anführen können, ja, dass wie Diognet, so auch alle andern Nichtchristen ausnahmslos bekennen müssen, die Christen führten ein unglaubliches, wunderbares Leben.⁴⁾ Und dass diese Bezeichnung nichts Übertriebenes besagt, dass das sittliche Leben der Christen wirklich ein hochstehendes war, zeigen die kurzen, rasch hingeworfenen Schilderungen desselben von seiten unseres Autors. Er war sich bewusst, dass Diognet die Wahrheit dieser Angaben zugestehen musste, wenigstens für alle jene Orte, die ihm als von Christen bewohnt irgendwie bekannt waren.

4. Die eigene Natur, die eigene Kraft ist zur Erreichung des göttlichen Reiches auf Erden und im Himmel ungenügend. Dies kann nur durch Gottes Macht geschehen.⁵⁾ Wie das ganze Christentum, so ist auch die Fähigkeit, dasselbe in sich aufzunehmen und danach zu leben, eine Gabe Gottes. Das Christentum ist keine menschliche Erfindung oder Einrichtung, sondern Gott prägte es den Herzen der Menschen ein und verlieh ihnen unsichtbare, geistige Kraft.⁶⁾ Gott gibt dieses Geschenk zwar nach seinem Belieben; allein der Mensch kann darum bitten und durch aufrichtiges Verlangen sich darauf vorbereiten.⁷⁾

1) V, 6. — 2) V, 7. — 3) VI, 4: „ἀόρατος δὲ αὐτῶν ἡ θεοσέβεια.“ — 4) V, 4; 17; I. — Fasst man den Gedanken unseres Autors ins Auge, der Christ müsse ein Nachahmer Gottes sein, dann ergibt sich von selbst die Folgerung, dass der Christ ein gottähnliches, daher geistiges, innerliches, über das Weltliche erhabenes, jede von Menschen gelehrte Moral übertreffendes Leben führen müsse. Daher ist die Bemerkung Harnacks (Die Mission und Ausbreitung des Christentums, S. 186) nicht am Platze: „Die vielgepriesene Darstellung in dem Brief an den Diognet (K. 5, 6) ist eine schöne rhetorische Leistung, aber auch nicht viel mehr. Der Verfasser hat es fertig gebracht, drei Gesichtspunkte in einem Atem gleichmässig zum Ausdruck zu bringen, die christliche Politie als die höchste Moral, die Weltferne des Christentums und — die Innerlichkeit, die es dieser Religion gestattet, mitten in der Welt zu stehen und sich unbefleckt allem Aeusseren anzuschmiegen. Wer diese Gedanken so vollkommen in ein Gewebe zu verspinnen vermag, der steht entweder auf der Höhe des 4. Evangeliums — aber den Verfasser des Briefes dorthin zu versetzen, ist nicht wohl möglich — oder verfällt dem Verdachte, dass es ihm mit keinem der Gesichtspunkte völlig ernst ist.“ — 5) IX, 1. — 6) V, 3; VI, 10; VII, 1 sq. — 7) IX, 2; X, 1; I, II, 1.

Infolge dieses Supernaturalismus kann der Autor die Christen ein neues Geschlecht, das Christentum eine neue Lehre und Einrichtung,¹⁾ die Schöpfung einer Zeit der Gerechtigkeit im Gegensatz zur vergangenen Zeit der Ungerechtigkeit nennen.²⁾

5. Soll das Leben des Menschen ein gottähnliches sein, und kann es dieses nur sein, wenn Gott ihm sein eigenes Leben offenbart, dann ist es selbstverständlich, dass alles wertlos und sündhaft ist, was der Mensch ohne Erleuchtung durch die Offenbarung, ohne diese übernatürliche Rücksicht auf Gott tut. Ein solches Tun ist nicht das richtige, es ist ein Abweichen vom rechten Weg,³⁾ es ist etwas Unrechtes und Gottloses.⁴⁾ Dahin gehören nicht bloss die religiösen Handlungen der Heiden, sondern auch der Juden. Ihre Opfer, die Speiseunterscheidung, die Sabbatruhe, die Beschneidung, das Fasten, die Neumondsbeste sind Lächerlichkeiten. Wie das zu verstehen, erklärt der Autor deutlich. Es ist Unsinn, bemerkt er, wie die Heiden Gott durch Opfer ehren zu wollen und zu meinen, Gott bedürfe derselben. Ist es nicht unrecht, von dem, was Gott geschaffen, einiges für gut, anderes für wertlos und überflüssig zu halten? Gottlos ist es und lügenhaft, zu behaupten, Gott verbiete, am Sabbat etwas Gutes zu tun; lächerlich ist es, zu meinen, das Fasten sei ein Zeichen der Auserwählung und besonderer Beliebtheit bei Gott; unsinnig ist es, die Anordnungen Gottes in betreff der Gestirne und der Zeiten nach menschlichem Belieben als Ursachen von Festen oder von Trauer zu deuten, um damit Gott zu ehren.⁵⁾ Diese Handlungen sind also insofern zu tadeln, als die Bedeutung, die sie haben sollen, ihnen einzig durch die Menschen, nicht aber von Gott beigelegt, ja eine dem Willen Gottes widersprechende ist. Äussere religiöse Werke im richtigen, christlichen Geiste verrichtet, missbilligt der Autor keineswegs. Während er das Fasten der Juden lächerlich findet, lobt er jenes der Christen als förderlich für das Heil der Seele.⁶⁾

Hat der von der Offenbarung nicht erleuchtete Mensch den ernststen Willen, Gott, so viel an ihm ist, wahrhaft zu dienen, macht er sich von seinen Vorurteilen los und wird er, wie der Autor sagt, ein neuer Mensch,⁷⁾ dann ist dies kein sündhaftes, sondern ein lobenswertes Tun, das darauf vorbereitet, zur wahren, christlichen Erkenntnis zu gelangen.⁸⁾

Dass der Autor lehrt, alles sei Sünde, was der Mensch ohne übernatürliche Erleuchtung tut, und doch wieder betont, es könne der Mensch ohne diese Erleuchtung Gutes tun, ist anscheinend ein Widerspruch.

¹⁾ I; II, 1. — Weil Harnack, a. a. O. S. 182 f., diesen Supernaturalismus ausser acht lässt, trifft er den Sinn der Benennung „neues Geschlecht“ nicht in adäquater Weise. — ²⁾ IX, 1. — ³⁾ IX, 1. — ⁴⁾ IV, 2 sq. — ⁵⁾ III—IV. — ⁶⁾ VI, 9. — ⁷⁾ II, 1: „γενόμενος ὡσπερ ἐξ ἀρχῆς καινὸς ἀνθρώπος.“ In dem ἐξ ἀρχῆς dürfte wohl eine Anspielung an die ursprüngliche Reinheit der Stammeltern liegen; vergl. Barnab. ep. VI, 11. — ⁸⁾ I; II, 1.

Offenbar betrachtet er jene sittlichen Handlungen nicht als sündhaft, die der Mensch in richtige Beziehung zum wahren Gott wenigstens setzen will, jene dagegen als sündhaft, die ausser der Majestät Gottes stehen,¹⁾ deren Wert, wie wir es an den jüdischen Religionsakten gesehen haben, einzig vom Belieben des Menschen abhängt.²⁾ Die Sünde trägt also einen rein egoistischen Charakter.³⁾

Merkwürdig ist es, dass der Verfasser die Meinung zu haben scheint, die Sünden seien vor der Ankunft Christi zwar strafwürdig gewesen, die Strafe wäre jedoch erst eingetreten, als die Ungerechtigkeit voll war.⁴⁾ Daher kann er auch sagen, Gott habe die Menschen nicht bloss geliebt, sondern sie auch geduldet,⁵⁾ habe die Zeit der Ungerechtigkeit, die Zeit vor Christus, nicht gebilligt, habe keine Freude an den Sünden gehabt, sie aber ertragen,⁶⁾ habe die Menschen nicht gehasst, nicht verworfen, sich an ihnen nicht gerächt, sondern habe Geduld mit ihnen gehabt, sie ausgehalten und mitleidig ihre Sünden auf sich genommen.⁷⁾ Vor der Offenbarung erkannten die Menschen zwar das Gute und Böse. Da ihnen jedoch die Kenntnis des übernatürlich Guten verschlossen war, so verdienten sie, wie keinen übernatürlichen Lohn, so auch keine entsprechende Strafe. Dies möchte der Gedanke des Verfassers sein.

Der Grund der Sünde liegt darin, dass der Mensch nicht tun will, was er als recht erkennt;⁸⁾ der Grund für die strafbare Sünde, dass er kein Nachahmer Gottes ist, dass er nicht tun will, was er als Gottes Wille erkennt.⁹⁾

Die Motive, die den Menschen bewegen, seiner Erkenntnis nicht zu folgen, sind ungeordnete Leidenschaften, hergebrachte Gewohnheiten und Vorurteile.¹⁰⁾

Die Strafen, welche die Sünden treffen, sind Tod und ewiges Feuer.¹¹⁾

Die Erkenntnis der Güte Gottes, die Erkenntnis, dass Gott Vater ist und dass er den Menschen, der ihm nachfolgt, in sein himmlisches Reich aufnimmt, ist es, was den Diogenet erkennen lassen soll, weshalb die Christen die Welt und den Tod verachten und sich gegenseitig lieben, und das ihn bewegen soll, selber Christ zu werden, diejenigen zu lieben, die trotz der Marter Gott nicht verleugnen wollen, sie zu bewundern, wenn sie das irdische Feuer ertragen, um das ewige nicht erdulden zu müssen, die Torheit der Welt zu verdammen und dafür zu lernen, im Himmel zu leben, den zeitlichen Tod zu verachten, um dafür dem ewigen zu entgehen.¹²⁾

¹⁾ X, 5. — ²⁾ 7, 3. — ³⁾ Beck, Kirchliche Studien und Quellen. S. 139 f. ⁴⁾ IX, 2. — ⁵⁾ VIII, 7. — ⁶⁾ IX, 1. ⁷⁾ IX, 2. — ⁸⁾ IX, 1; V, 6; 7; 11; 12; 14; 15; 16; 17. — ⁹⁾ IX, 1; X, 4 sqq. — ¹⁰⁾ IX, 1; II, 1. — ¹¹⁾ X, 7 f. — ¹²⁾ I, X, 7 sq.

Auch vor unserer Schrift wird als Motiv, gut zu handeln, die Güte mancher Menschen, die Güte Christi und des Vaters betont¹⁾; allein keine andere Schrift stellt vor unserm Brief die Güte, das Vatersein Gottes als Moralprinzip auf.

Was unserer Schrift einen eigenen Reiz verleiht, um sie vom moralgeschichtlichen Standpunkt aus zu betrachten, ist, wie am Anfang bemerkt wurde, die Erscheinung, dass von kirchlicher Hierarchie in ihr keine Spur sich findet. Tatsächlich tritt uns ein Universalismus, eine Geistesfreiheit und Innerlichkeit entgegen, wie sie auch ein Apostel Paulus nicht entschiedener hätte betonen können. Trotzdem können wir uns nicht denken, dass zur Zeit unseres Autors die „Bischofskirche“ noch nicht sollte bestanden haben. Die weite Verbreitung der Kirche, die er im Auge hat, lässt erkennen, dass er nicht etwa bloss von einer einzelnen, etwa bischofslosen Gemeinde sprechen wolle. Wenn nun desungeachtet aus seiner Schrift uns gerade jene Eigenschaften entgegenleuchten, welche die akatholischen Ethiker als in der „Bischofskirche“ fehlend oder doch abgestumpft beklagen, dann ist das ein Beweis dafür, dass jene Eigenschaften mit der Hierarchie recht wohl verträglich sind. Ja, gerade der eine Geist, der unserer Schrift zufolge sich in der weiten Christengemeinde in so reiner und erhabener Weise zeigte, dass er selbst den Heiden Bewunderung entlockte, ist kein geringer Beweis dafür, dass er ebenso, wie Ignatius es betont,²⁾ durch ein und dieselbe Kraft, durch die Hierarchie erhalten und gehegt wurde.

¹⁾ *Didach.* IV, 2; I. Clem. *ad Cor.* IX, 1; XXXIV, 5; Ignat. *ad Eph.* X, 3; Polyc. X, 1. — ²⁾ *ad Eph.* III, 2 sq. et saepe.